Fotografie: Laura Williams

KOPF ODER KÖRPER

DEM ICH AUF DER SPUR

THOMAS FUCHS

„Nichts ist drinnen, nichts ist draußen; denn was innen, das ist außen“, schrieb Johann Wolfgang von Goethe über die Phänomene der Natur. Aber gilt das auch für uns selbst? Wo finden wir unser Ich: innen oder außen? Im Kopf oder im Körper? Ist das Ich gar nur eine vom Gehirn erzeugte Illusion? Die Hirnforschung stellt uns erneut vor grundlegende Fragen der Philosophie: nach dem Verhältnis von Seele und Körper, Geist und Materie, Subjekt und Objekt.

W

Wo lokalisieren wir uns selbst? Diese Frage scheint leicht zu beantworten: Wir sind einfach da, wo wir stehen oder gehen, sitzen oder liegen, also da, wo unser Körper sich in der Welt befindet. Schwieriger wird es schon, wenn man uns nach dem geistigen Zentrum unserer selbst, also nach dem „Bewusstsein", dem „Selbst" oder „Ich" fragt. Die meisten Menschen würden wohl, von den Neurowissenschaften belehrt, ihr Ich im Gehirn verorten. Der französische Philosoph und Naturwissenschaftler René Descartes nahm bekanntlich an, der Sitz der Seele sei die Zirbeldrüse oder Epiphyse, ein zapfenförmiges, unpaariges Organ im Zwischenhirn. Nun hat sich die Suche nach einem Ich-Zentrum im Gehirn, an dem alle Sinnesdaten zusammenlaufen und von dem aus die Handlungen gesteuert werden, als vergeblich erwiesen. Im Gehirn gibt es keinen „Homunculus", keinen Beobachter im Sinne Descartes', der das von den Neuronen gelieferte Schauspiel der Welt betrachtet. Was wir dort finden, ist nur ein komplexes Zusammenspiel verschiedenster Areale, die zum räumlichen, fühlenden und reflektierenden Selbsterleben beitragen. Völlig unklar ist dabei, wie all diese Teilfunktionen koordiniert und zu einem einheitlichen Bewusstsein integriert werden.

Dennoch: Führende Neurowissenschaftler und Neurophilosophen sind sich einig, dass das Selbsterleben im und vom Gehirn erzeugt wird, ja einige vertreten die Auffassung, dass das „Selbst" überhaupt nur ein illusionäres Datenkonstrukt darstellt, das vom Gehirn im Wachzustand vorübergehend aktiviert wird. In den Worten des Neurophilosophen Thomas Metzinger:

„Bewusstes Erleben gleicht einem Tunnel. […] Zuerst erzeugt unser Gehirn eine Simulation der Welt, die so perfekt ist, dass wir sie nicht als ein Bild in unserem eigenen Geist erkennen können. Dann generiert es ein inneres Bild von uns selbst als einer Ganzheit. […] Wir leben unser bewusstes Leben im Ego-Tunnel."

Doch selbst wenn wir das Gehirn für das zentrale Organ der Bewusstseinstätigkeit halten mögen – solchen Aussagen steht unsere alltägliche Erfahrung diametral entgegen. Denn hier erleben wir uns selbst und die Welt nicht im Inneren des Schädels, sondern als verkörperte, leibliche Wesen. Wenn wir auf uns selbst deuten sollen, werden die einen, den eigenen Blick rückwärts verfolgend, auf eine Stelle etwa zwischen den Augen zeigen, die anderen aber auf ihre Brust, also dorthin, wo wir die meisten unserer Gefühle empfinden. Ebenso macht uns jeder Schmerz rasch klar, dass der betreffende Körperteil unausweichlich zu uns selbst gehört („denn einzig in der engen Höhle des Backenzahnes weilt die Seele," wie Wilhelm Busch über den Zahnschmerz treffend formuliert). Das Gleiche gilt für unsere Bewegungen: Einen Walzer tanzend, setze ich nicht meinen Gliederapparat von innen her in Bewegung, sondern ich selbst bin es, der tanzt, indem ich in den Rhythmus der Musik einschwinge und mich meinen leiblichen Bewegungen überlasse. Einem geübten Tänzer, einem Schauspieler oder einem Pianisten wird es daher kaum einfallen, sich selbst in einem „Ego-Tunnel" seines Gehirns zu lokalisieren. Und sehen wir nicht auch den anderen als ganze, leibhaftige Person? Lieben wir nicht auch sein Aussehen, sein Auftreten, seinen Gang, seine Stimme?

PROF. DR. DR. THOMAS FUCHS habilitierte sich in Psychiatrie und in Philosophie. Seit 1997 ist er als Oberarzt an der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg tätig und leitet die Sektion „Phänomenologische Psychopathologie und Psychotherapie". 2005 wurde er auf eine Professur für Psychiatrie der Universität Heidelberg berufen und 2010 zum Karl-Jaspers-Professor für Philosophische Grundlagen der Psychiatrie und Psychotherapie ernannt. Seit 2008 war er wiederholt Fellow des Marsilius-Kollegs der Universität. Darüber hinaus leitet Thomas Fuchs seit 2004 das Referat „Philosophische Grundlagen" der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Nervenheilkunde. Für seine wissenschaftlichen Leistungen erhielt er 2012 den Egnér-Preis der Dr. Margrit Egnér-Stiftung in Zürich.

Kontakt: thomas.fuchs@urz.uni-heidelberg.de

Unsere alltägliche Erfahrung als leibliche, lebendige Wesen passt offenbar schlecht zur Konzeption eines „Gehirn-Selbst". Doch wie vereinbaren wir sie mit dem neurowissenschaftlichen Bild des Menschen? Phantomglieder oder -schmerzen von Amputierten, die im „leeren Raum" des ehemaligen Körperteils auftreten, erst recht die außerkörperlichen Erfahrungen in Extremsituationen, bei denen man den eigenen Körper von oben wie einen äußeren Gegenstand liegen sieht – solche Phänomene scheinen zu belegen, dass das räumliche Leiberleben nur ein Konstrukt des Gehirns darstellt und nahezu beliebig täuschbar ist. Und die gegenwärtigen Theorien der sozialen Kognition sagen uns, dass wir immer nur aus äußeren Anzeichen auf den inneren Zustand des anderen schließen können und uns einer „Theory of Mind" bedienen müssen, um zu mutmaßen, was „hinter seiner Stirn" vorgehen könnte. Denn das Bewusstsein des anderen sei nun einmal „innen", verborgen hinter der äußeren Hülle seines Körpers.

Von Platon bis zur Gegenwart

All das erscheint verwirrend. Wo sollen wir uns selbst nun lokalisieren? Zunächst einmal können wir versuchen zu verstehen, wie wir in dieses Dilemma überhaupt hineingeraten sind; und diese Vorgeschichte reicht weit zurück. Bei Platon und den Pythagoreern finden wir zum ersten Mal die Vorstellung, die Seele sei im Körper eingeschlossen und „gezwungen, die Wirklichkeit durch den Körper zu sehen wie durch Gitterstäbe". Demgemäß teilten der lateinische Philosoph Augustinus von Hippo und die Neuplatoniker später das Seiende in zwei Bereiche auf: das Draußen („foris"), also die räumlich-körperliche Welt, und das Drinnen („intus"), die Welt der Geistseele. „Geh nicht nach außen, in dich selbst kehre zurück; im inneren Menschen wohnt die Wahrheit", so Augustinus' bekannte Aufforderung.

„Geh nicht nach außen, in dich selbst kehre zurück; im inneren Menschen wohnt die Wahrheit.“

Augustinus von Hippo

Demgegenüber jedoch stand die Lehre des Aristoteles, wonach die Seele als Form und Lebendigkeit des Körpers von ihm untrennbar sei (auch wenn Aristoteles dem vernünftigen Geist eine unabhängige Existenz ließ). Und so galt bis zur Neuzeit als herrschende philosophische, theologische und medizinische Lehre, dass die Seele zwar unteilbar, aber doch über den ganzen organischen Körper ausgedehnt sei: „Die menschliche Seele ist ganz im ganzen Körper und in jedem seiner Teile“, heißt es bei den spätmittelalterlichen Philosophen Thomas von Aquin und Meister Eckehart – eine Lehre, die ja auch unserem gewöhnlichen, im ganzen Körper ausgebreiteten Selbstempfinden entspricht. Spürend sind wir ebenso in der tastenden Fingerspitze wie im drückenden Magen oder im schmerzenden Kopf.

Die radikale Trennung von Innen und Außen erfolgte mit Descartes. Denn erst als „res cogitans“, als denkende Substanz, wird die Seele zu einer reinen Innenwelt. Den Körper hingegen schlägt Descartes als mechanischen Apparat der materiellen Außenwelt zu, der „res extensa“. Außer der Zirbeldrüse im Gehirn haben die beiden Welten nichts mehr miteinander gemein. „Bewusstsein“ heißt nun der mentale Innenraum, in den die Bilder der Welt vermittels der Zirbeldrüse hineingelangen und so von uns erlebt werden wie in einem Panoptikum – oder einem „Kopfkino“, wie es heute auch gerne heißt. Mit dem Körper hat dieses Bewusstsein nichts mehr zu tun. Unsere räumliche Empfindung des eigenen Leibes muss dann zu einer illusionären Projektion erklärt werden – zum Beleg verweist bereits Descartes auf die Phantomglieder der Amputierten. Was wir als unseren gespürten Leib erleben, ist demnach nichts anderes als ein sozusagen gewohnheitsmäßiger „Phantomleib“. So sieht es auch die heutige Neurowissenschaft – nur dass sie auch das Bewusstsein, den Nachfolger der Seele, selbst noch zu einem Gehirnprodukt erklärt. „Ihr eigener Leib ist ein Phantom, das Ihr Gehirn aus rein praktischen Gründen vorübergehend konstruiert hat“, so der indische Neurowissenschaftler Vilayanur Ramachandran.

Bewusstes Erleben im Körper

Wie sollen wir aus diesem angeblichen Kopfkino oder Ego-Tunnel wieder hinaus ins Freie finden? Dazu müssen wir uns zunächst vergegenwärtigen, dass wir unseren subjektiven Leib normalerweise als räumlich kongruent oder „koextensiv“ mit dem organischen Körper erfahren: Der empfundene Schmerz sitzt schließlich dort, wo die Nadel auch die physische Hand gestochen hat. Der Töpfer fühlt den Ton genau da, wo seine Hand ihn tatsächlich presst und formt. Und zeigt der Patient dem Arzt seinen schmerzenden Fuß, so wird dieser auch dort nach der Verletzung suchen, und nicht im Gehirn. Anders als Descartes annahm, gibt es also durchaus eine räumlich ausgedehnte Subjektivität, eine „res cogitans extensa“.

Diese Koextension von subjektivem Leib und organischem Körper ist keine Illusion, sondern funktionell durchaus sinnvoll: Das bewusste Erleben ist dort, wo die Interaktionen mit der Umwelt stattfinden – im Körper und an seiner Peripherie, nicht im Gehirn. Nur weil der Schmerz in der gestochenen Hand sitzt, zieht man sie unwillkürlich vor der Nadel zurück. Nur weil die Empfindung des Töpfers in

seiner tastenden Hand ist und er dort den Widerstand des Tons spürt, kann er ihn auch so geschickt formen. Eine bloße zentrale Verarbeitung im Gehirn könnte niemals leisten, was die unmittelbare Präsenz des Subjekts in seiner Hand ermöglicht, nämlich die Verknüpfung von Wahrnehmung, Bewegung und Material in einem gemeinsamen Raum. Leiblich sind wir immer da, wo wir etwas berühren oder berührt werden, und da, wo etwas zu tun ist.

Wenn wir also den Schmerz im Gehirn suchen, denken wir immer noch wie Descartes, dass der Körper lediglich eine uns äußerliche Maschine sei. Evolutionär verhält es sich gerade umgekehrt: Ursprünglich war der ganze lebendige Körper gewissermaßen ein Sinnes- und Fühlorgan. Gerade an seinen Grenzflächen mit der Umgebung ist der Organismus reizbar, sensibel und responsiv. Berührt man zum Beispiel mit einem Glasstab den Tentakel eines Tintenfischs, so zieht er ihn rasch zurück. Berührt das Tier hingegen durch seine Eigenbewegung den Stab, so weicht es nicht zurück, sondern tastet ihn mit mehreren Tentakeln ab. Auch ohne Gehirn kann der Tintenfisch also „Selbst" und „Nicht-Selbst" unterscheiden – allein durch die Empfindung und Selbstbewegung seines Körpers.

Verkörpertes Bewusstsein

Die Entwicklung des Gehirns erweitert und steigert das Selbsterleben der höheren Tiere bis hin zum Menschen, aber ihr Selbst bleibt gleichwohl verkörpert: Dass das leibliche Bewusstsein mit dem Organismus koextensiv ist, zeigt, dass es nicht erst dem Gehirn entspringt wie Athene aus dem Haupt des Zeus, sondern vielmehr von Anfang an ein verkörpertes Bewusstsein ist. Es stellt das Selbsterleben des lebendigen Organismus insgesamt dar, nicht ein im Gehirn produziertes Phantom. Das heißt: Wir sind tatsächlich leibhaftig in der Welt – und haben nicht nur die Illusion, leibliche Wesen zu sein.

Freilich sind die räumlichen Leibempfindungen vielfach diffus und stimmen nicht genau mit den Strukturen und Grenzen des Körpers überein. Sie können sich sogar auf geschickt gebrauchte Instrumente ausdehnen: Für den Blinden ist der Stock zu einem Teil seines Leibes geworden, sein Ende zu einer Sinneszone, mit der er die Umgebung ertastet. Der geübte Autofahrer spürt die Qualität des Straßenbelags buchstäblich unter den Reifen seines Wagens. Unser Selbsterleben überschreitet also mitunter die Grenzen des Körpers. So reicht auch das Phantomglied über den Stumpf hinaus „ins Leere", weil der Leib dort gewohnheitsmäßig empfindlich und beweglich bleibt. Daher kann ein Amputierter durch Übung und Gewöhnung selbst seine Prothese so „inkorporieren", dass sie für ihn zu einem neuen Körperglied wird, in dem er sich selbst spürt. Solche Verschiebungen des Leiberlebens sind also funktionell sinnvoll. Sie bestätigen nur, dass das leibliche Selbst mit den organischen Strukturen des Körpers grundsätzlich kongruent ist.

Das bedeutet freilich nicht, dass wir unseren Leib auch ohne Gehirn spüren könnten. Funktionsfähige somatosensorische und -motorische Hirnareale sind notwendige Bedingungen dieses Subjekterlebens. Doch daraus folgt keineswegs, dass das Selbst im Gehirn zu lokalisieren wäre wie Descartes' Seele in der Zirbeldrüse. Dass man ohne Netzhaut nichts sehen kann, beweist ja auch nicht, dass es die Netzhaut ist, die sieht – das tut sie ebenso wenig wie der visuelle Kortex im Gehirn. Sehen, hören, tasten, denken kann immer nur das Lebewesen als Ganzes. Genauso ist das Selbsterleben an den gesamten Organismus gebunden. Wir sind zuallererst lebendige, das heißt zugleich lebende und erlebende Wesen. Wir gehören der Welt an, mit Haut und Haaren – es gibt uns nicht noch einmal in unserem Inneren.

… denn was innen, das ist außen

Verkörperte Personen sind wir daher auch füreinander. Wir nehmen den anderen nicht als einen rein dinglichen Körper wahr, aus dessen äußerlichen Bewegungen wir auf einen verborgenen „Bewohner im Gehirn" schließen. Der Leib ist vielmehr die lebendige Erscheinung der Person, in ihm stellt sie sich dar und wird uns „leibhaftig" gegenwärtig. Wir erkennen einen Menschen wieder am charakteristischen Stil seines Gangs, seiner Haltung, seiner Gestik und Mimik. Sein Leib ist Teil seiner Persönlichkeit, seiner Identität. Im Blick des anderen sehe ich *ihn* selbst; seine Hand in der Begrüßung ergreifend, gebe ich *ihm* die Hand,

„Der gespürte Leib ist kein Phantom. Wir gehören der Welt an, mit Haut und Haaren."

TRACING OUR SELF

HEAD OR BODY

THOMAS FUCHS

‘Nothing is inside, nothing is outside, for what is within is without’ – that is how Johann Wolfgang Goethe wrote about natural phenomena. But does this notion apply to us as well? Where do we find our self? Within or without? Is our self only an illusion generated by our brain? Brain research confronts us once again with fundamental questions of philosophy, questions concerning the relationship between body and soul, mind and matter, subject and object.

Plato and the Pythagoreans were the first to posit the idea that the soul is enclosed within the body. Accordingly, the philosophers of Late Antiquity divided any being into two spheres: the outside (‘foris’) – the spatial-physical world – and the inside (‘intus’) – the world of the spiritual soul. This was contrasted by Aristotle’s teachings of a soul that gives form and vitality to the body and is therefore inseparable from it. The radical separation between the inside and outside was postulated by French philosopher René Descartes. Termed ‘res cogitans’ – mental substance – the soul, or consciousness, becomes a purely inner world in Descartes’ view. The body, on the other hand, is defined as a mechanical apparatus that belongs to the material outer world, the ‘res extensa’. What we perceive as our body is nothing more than a habitual ‘phantom body’.

The author, on the other hand, believes that the body is not a phantom generated by our brain, but that in fact we have an embodied consciousness. Rather than being stuck somewhere within our body to receive images and information from the world in a mental inner space, we are embodied, corporeal beings who have always existed in relationship with the world and the other beings in it. ●

PROF. DR DR THOMAS FUCHS is professor of psychiatry and philosophy. He became an attending physician at the Department of Psychiatry of Heidelberg University Medical Centre in 1997 and heads the section 'Phenomenological psychopathology and psychotherapy'. In 2005 he was offered a chair of psychiatry at Heidelberg University, and in 2010 he was appointed Karl Jaspers Professor for Philosophical Foundations of Psychiatry and Psychotherapy. He has served several terms as a fellow of the university's Marsilius Kolleg since 2008. In addition, Thomas Fuchs has been directing the department 'Philosophical Foundations' of the German Association for Psychiatry, Psychotherapy and Psychosomatics since 2004. In 2012, he received the Egnér Award from the Dr Margrit Egnér Foundation in Zurich for his work.

Contact: thomas.fuchs@urz.uni-heidelberg.de

"What we perceive as our body is not a phantom. We belong to the world completely – there is no duplicate of us within ourselves."

und in seinen Worten vernehme ich *ihn* selbst. Wäre die Person im Inneren des Körpers verborgen, dann würden wir nur leere Blicke sehen und statt Worten lediglich Töne hören, in denen sich niemand ausspricht, sondern die wir nur als Anzeichen für eine unzugängliche Innenwelt interpretieren könnten. Personen aber sind das „Ur-Phänomen": das, was sich leiblich zeigt, was in seinem Erscheinen und seinem Ausdruck selbst anwesend ist. „Nichts ist drinnen, nichts ist draußen; denn was innen, das ist außen" – das gilt auch für uns selbst.

Fazit: Wir stecken nicht irgendwo in unserem Körper, um in einem mentalen Innenraum Bilder und Kunde von der Welt zu erhalten. Wir sind vielmehr verkörperte, leibliche Wesen, und als solche immer schon in Beziehung zur Welt und zu den anderen. „Es gibt keinen inneren Menschen: der Mensch ist zur Welt, und er erkennt sich allein in der Welt", so der französische Leibphänomenologe Maurice Merleau-Ponty. Wir können uns lokalisieren, indem wir auf unseren ganzen Körper zeigen, auf uns selbst als Lebewesen. Wir können uns selbst aber auch in all dem wiederfinden, was wir im Kontakt mit der Welt aus uns herausgesetzt haben – in unserer Wohnung, unserer Arbeit, unseren Werken und unseren Beziehungen. Über Descartes' Dilemma, die absolute Trennung von Innen und Außen, sollten wir uns daher nicht allzu sehr den Kopf zerbrechen. Besser nehmen wir sie mit Ironie, so wie Robert Gernhardt in seinem Gedicht „Philosophie-Geschichte":

Die Innen- und die Außenwelt,
die warn mal ein Einheit.
Das sah ein Philosoph, der drang
erregt auf Klar- und Reinheit.

Die Innenwelt,
dadurch erschreckt,
versteckte sich in dem Subjekt.

Als dies die Außenwelt entdeckte,
verkroch sie sich in dem Objekte.

Der Philosoph sah dies erfreut:
indem er diesen Zwiespalt schuf,
erwarb er sich für alle Zeit
den Daseinszweck und den Beruf. ●